

Unter Komplizierungsverdacht

Über Schönheit und Eigenheit der deutschen Sprache

08.2019

Von Ludwig M. Eichinger

Im Wettbewerb um die schönste Sprache belegt das Deutsche nicht unbedingt den ersten Platz. Über Eigenheiten des Deutschen und die Frage, was einen schönen Text ausmacht.

Die Schönheit einer Sprache insgesamt wird gerne daran festgemacht, wie sie klingt. Zumindest im europäischen Vergleich scheint es darauf anzukommen, ob sie als „hart“ oder „weich“ wahrgenommen wird. Was diese Kategorien angeht, hat das Deutsche wegen seiner Häufung von Konsonanten keine allzu guten Karten. Die Einschätzung des Deutschen als hart und daher weniger schön ist nichts Neues. Mit ihr hat man sich ganz aktuell am Ende des 18. Jahrhunderts auseinandersetzen, als unter anderem Aufschwung und Erfolg der poetischen Produktion im Deutschen (was sich u.a. im „singbaren“ Kunstlied niederschlägt) die Bedeutung dieser Kategorisierung relativiert. Allerdings hat sich nicht zuletzt in der politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts der militärische Befehlston mit seiner Härte zu einem international prägenden Merkmal des Deutschen entwickelt.

Das als schön geltende Französische, zentraler Vergleichspunkt für die sich entwickelnde bürgerliche Sprachkultur des Deutschen, begründet seine grammatische Vorzüglichkeit traditionell damit, dass die Strukturen der Sätze unmittelbar denen der Logik folgten. Von Seiten des Deutschen wird seit aufklärerisch-empfindsamer Zeit dagegegehalten, die Schönheit des Deutschen liege darin, dass es – etwa durch die freiere Wortstellung – in der Lage sei, sich dem jeweiligen Ausdruckswillen eng und wechselnd anzupassen. Trotz dieser Interpretation dieser Eigenheiten im Sinne einer höheren Natürlichkeit steht die deutsche Sprache, gerade was die Grammatik angeht, generell unter Kompliziertheitsverdacht. Von der Satzstellung bis zu den drei Genera und den vielen Flexionsklassen der Substantive sind das alles Dinge, die zumindest in der Außensicht irritierend wirken.

Als auffällige Eigenheit des deutschen Wortschatzes gilt die Möglichkeit der Bildung und die Häufigkeit der Nutzung von Zusammensetzungen. Das Verhältnis von funktionalem Ertrag und ästhetischem Wert dieser Technik wird ganz unterschiedlich eingeschätzt. Den einen gilt sie als ein zum Deutschen passendes Mittel, lexikalische Klassifikation und textuelle Ordnung

herzustellen, andere sehen darin einen Ausdruck, sei es von Pedanterie, sei es von banaler Überexplizitheit. So werden Komposita wie *Entwicklungsprozess* als Beleg dafür genommen, dass man im Deutschen das Selbstverständliche zweimal sage, da jeder *Prozess* eine *Entwicklung* sei.

Die Schönheit von Texten

Das eine ist die Außensicht auf die deutsche Sprache, das andere die eher auf ihre Nutzer bezogene Frage, was nun einen schönen Text ausmache. Solche Urteile stehen vielleicht auf einem etwas festeren Grund, weil sie mit dem Anspruch an funktionale Angemessenheit verbunden sind. Die allerdings kennt in der Welt der modernen Nationalsprachen verschiedene Spielarten, und nicht alle Ergebnisse angemessenen Schreibens wollen überhaupt nach ästhetischen Kategorien bemessen werden. So gilt in der Wissenschaftssprache die Orientierung an ästhetischen Kategorien als zumindest marginal gegenüber der funktionalen Nutzung der systematischen Möglichkeiten, insbesondere der zur Kondensierung komplexer Information. Allerdings ist diese Systemgerechtigkeit noch nicht mit Angemessenheit gleichzusetzen. Zu ihr gehören schon zwei Dinge mehr: eine Orientierung an den Mustern für Texttypen zum einen und zum anderen das Ziel, die Spannung zwischen dem, wie man etwas von den Gegebenheiten der Sprache her sagen muss und dem, wie man etwas ausdrücken will, für die eigene Intention produktiv zu machen. Wenn das glückt, kann es auch um die Schönheit von Texten gehen. An dieser Stelle kommen Fragen des Stils, der Erwartungen an Textstile, ins Spiel. Welche Bandbreite an stilistischer Variation ästhetisch positiv gewertet wird, wird spätestens seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Textwelt der schriftlichen Medien, vorzüglich der großen Zeitungen in ihrer Vielfalt der Texttypen, bestimmt. Das setzt auch den Rahmen für eine mögliche ästhetische Bewertung. Dass das auch das Schreiben über fachliche und wissenschaftliche Dinge betrifft, sieht man daran, dass sich der allgemeine Wortschatz des Deutschen seither um etwa ein Viertel vergrößert hat, und zwar dezidiert auch im Bereich fachlicher Lexik. Veränderte Präferenzen in der stilistischen Wahl, wie etwa die Neigung zu nicht so langen Sätzen und nicht so vielen eingebetteten Sätzen, lassen sich diesen Entwicklungen zuordnen. Ob ein Text als schön wahrgenommen wird, hängt damit auch davon ab, wie er in die kommunikative Welt passt, bzw. dass (historisch) verrechnet wird, in welchen Rahmen er gehört.

Es ist schwer, die Geschmacksbewertung von der Einschätzung als angemessen abzuheben. Eine ästhetisch überzeugende Strukturierung geschriebener Texte bedarf einer formalen Strukturierung, die sich die Möglichkeiten des Deutschen, etwa die relativ freie Serialisierung und die strukturelle Ausrichtung auf das Satzende, zu Nutze zu machen versteht. Wenn damit nicht nur die Verbindung der Elemente, der gegenseitige Bezug, die Nutzung von verknüpfenden Elementen natürlich zur Perspektive der Aussage zu passen scheinen, sondern sich dabei zudem eine lesbare, gut rhythmisierte Wortfolge ergibt, in der auch Möglichkeiten zur bewussten Irritation einen Platz finden, erscheint Schönheit als relevante Kategorie. Dabei scheint das Verschwinden der Anstrengung, sich mit den grammatischen „Zwängen“ auseinanderzusetzen, eine wichtige Rolle zu spielen. Man schätzt dann zudem eine erkennbare stilistische Handschrift, wobei es durchaus Grenzen gibt, was hier akzeptabel ist. Sicher ist, dass man schöne Texte lieber liest. Diese Art Lesbarkeit ist ein Angebot an den Leser. Allerdings heißt das nicht, dass schöne Texte immer einfach oder auch ganz generell „verständlich“ sein müssen. In solchen Fällen braucht es aber das Auge und das Verständnis der in der Sache Bewanderten, um bei hoch komplexen und zum Beispiel auch terminologisch stark vorgeprägten Texten Grade an Schönheit zu sehen.

Schöne, ja schönste Wörter

Schöne Sprachen, Texte, Sätze – im allgemeinen Bewusstsein spielen als selbstständige Einheiten die Wörter eine wichtige Rolle. Was können schöne Wörter sein und was macht sie dazu? Als in einer Umfrage des Deutschen Sprachrats 2004 nach dem „schönsten deutschen Wort“ gesucht wurde, fanden sich unter den ausgewählten Wörtern Beispiele (*Rhabarbermarmelade*), die auf den weichen Klang oder den möglichen Charme phonetischer Hürden (*Streichholzschächtelchen*) abzielten, oder – beim als Sieger gewählten Wort *Habseligkeiten* - auf die Neigung zur (Re)-Analyse als Kompositum („haben/ Besitz“ + „Seligkeit“), mit einer Interpretation, die – gegen die aktuelle Verwendung und historische Herkunft – zu den empfindsamen Werten der am Anfang anzitierten Zeit des europäischen Aufschwungs des Deutschen passt.

Über den Autor:

Ludwig M. Eichinger ist Professor für Germanistische Linguistik (em.) und Direktor a.D. am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.